

HERDFLAMMEN

BALTISCHES HAUS-



UND JUGENDBLATT

Bezugspreis: Für ein Vierteljahr: 50 Mk. Ausland 65 Cmf., Deutschland 0,80 Gldml., Veiiland 40 Mk.
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte 2 Mk. (Ausland 3 Mk.; 2 Rubel).
Schriftleitung: Reval, Dom, Gerichtsstr. 6.
Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Kaderstr. 12.

Erscheint
zweimal monatlich.

Einzelnnummer 10 Mk.
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind, dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschieden sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Einwendungen ohne Angabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 7

Reval, 15. April 1927

4. Jahrgang

Zuweilen reißt ein einziges Tischgespräch wieder nieder, was jahrelange Mühe des Lehrers aufgebaut hatte und vielleicht zum zweiten Male mit doppelter Mühe in doppelter Zeit nicht von neuem aufbauen kann.

(Livländische Schulblätter vom 7. Juni 1813.)

Am Sarge meines Sohnes.

Die Welt schien Dir ein Wunderbau
Mit Hunderttausend Stufen.
„Nur höher noch!“ so hörtest Du
Die Stimmen in Dir rufen.

So gingen Jahre. Wunderbar
War, was die Seele schauerte,
Dieweil im engem Raum die Not
Dich fürchterlich umgraute.

Dein Körper, jugendlich und stark,
Lieh Deinem Geiste schwingen,
Mit Geistesnahrung wolltest Du
Auch Deinen Körper zwingen.

Du muertest nicht. Du hast schon längst
Von fern den Engel kommen.
An seinem Arm hast Du im Flug
Der Stufen Rest genommen.

A. B.

Ein Tag auf einem baltischen Herrensitz in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Erinnerungen von C. S.

Es war ein trüber Herbstmorgen. Träge frohen die Wellen eines Flüsschens unter den tieferabhängenden Zweigen uralter Bäume hin. Von unsichtbarer Macht gezogen senkten sich Schilfstengel vornehm geschmeidig in der Richtung des Flußlaufes. Ein nachlässig am Ufer hingestrecktes Boot wartete vergeblich auf die Lösung seiner Kette, die vormittelt eines Karabiners am Pfosten des Steges verhängt war. Vom Stege führte eine Allee im Nebel verhauchender Eilern durch den wohlgepflegten Gutspark. Sie mündete auf einen Rasenplatz, einer wohl gezeichneten grünen Kreisfläche vor der Rückseite des Schlosses. Eine breit ausladende Veranda, umgeben von Säulen, die einen von dem oberen Stock zugänglichen Balkon trugen, bot Raum für einen großen Esstisch, viele Stühle, Sessel und

Polster. Auf den Balustraden blühende Blumen aller Art. Auf kleineren, meist runden Tischen, gewundene Kristallschälchen mit Wasser, in welches Blütenstengel verschiedenfarbigster Stiefmütterchen und anderer bunter Blumen eingetaucht waren. Auf den Seitenteilen der Treppe gegenüber dem Rasenplatz, dem Bowlinggreen, wie er stets hier genannt wurde, standen üppige Kakteen und Palmen aus dem Treibhause und einem Wintergarten, der das Schloß nach dem Fluße zu abschloß. Die Anfahrt befand sich am entgegengesetzten Ende des Hauses und auf dem einzigen Turme neben der massiven Haustür wehte eine Fahne, schwarz-weiß in der Länge. Es war das Zeichen, daß die Schloßherrschaft zu Hause war, insbesondere der Hausherr, der es nie unterließ, erwarteten Besuch stets

auf der kleinen Freitreppe persönlich zu empfangen und bei Abfahrt eines jeden Gastes diesen wieder persönlich hinauszuleiten.

Die Schlossfrau, eine außerordentlich feine, liebenswürdige Dame, bereitet an jenem Morgen eigenhändig den Kaffee über rotglühenden Eichenholzen, die der Diener in einem kleinen Messingbehälter soeben präsentiert hatte. Es war noch so warm, daß man den Morgenkaffee noch gut im Freien einnehmen konnte.

Allmählich rückten die Hausgenossen heran. Der Schlossherr in engansitzender Samtjoppe. Sein wohlgepflegter Backen- und Schnurrebart umrahmte ein edles, schmales Gesicht. Sein Haar fiel wellig über die hohe Stirn, und seine Haltung so wie sein ganzes Benehmen, die imponierende Sicherheit seines Auftretens, seine offenen, freien und dabei höchst liebenswürdigen Augen, die ruhige Würde, — kurz, alles in allem verriet Zoll um Zoll einen echten baltischen Aristokraten der alten Zeit, vor 40 Jahren. Wie fast alle seine näheren und entfernteren Nachbarn, hatte er in Dorpat auf der Landesuniversität studiert; hatte seine juristischen und historischen Studien auf ausländischen Hochschulen fortgesetzt und zum Schluß nationalökonomische Vorlesungen gehört und sich einige Monate mit forstwirtschaftlichen Fragen beschäftigt. Die gewonnenen Kenntnisse zum Besten seiner Heimatscholle und ihrer ganz anders gearteten Verhältnisse auszunutzen und dieselben den baltischen, land- und forstwirtschaftlichen Forderungen anzupassen, war sein ernstes und erfolgreiches Bestreben, als er das väterliche Erbe antrat und sich mit Mühe und Fleiß „was ererbte von seinen Vätern“ hatte, tatsächlich, „erwarb, um es zu besitzen“.

Nach allseits verbindlichem Morgengruß der bereits erschienenen Kinder, eines blondlockigen Knaben und vierer sympathischer Mädchen, der Gouvernante, der Musiklehrerin, des Hauslehrers und eines zum Besuch weilenden verwandten Studenten, nahm man an der Kaffeetafel Platz. Die Vorsitzende, die Schlossfrau, führte ihr Amt mit ungezwungener Grazie und anregenden Bemerkungen aus. Sie lenkte und leitete die Unterhaltung, bald an diesen, bald an jenen sich wendend; ohne daß man es recht merkte, war man bald in eine höchst interessante Diskussion geraten, in welche der Hausherr oft blendende Schlaglichter warf. Selbstverständlich kamen nur Themen auf, denen auch die größeren Kinder Geschmaç abzugewinnen im Stande waren, und da alles persönliche im Prinzip ausgeschlossen war, machten diese Tischgespräche den Eindruck einer Diskussionschule, die dahin zielte, die Meinung des anderen möglichst gut zu verstehen und seine eigene Meinung möglichst präzis auszudrücken. — Oft waren es auch nur Erlebnisse, nach denen sich die Hausfrau erkundigte, und bei denen sie eine eingehende innere Anteilnahme bewies, was auch dann geschah, wenn die hierbei reichlich zu Worte kommenden Kinder ihre Berichte über das Erfragte abgaben. Man fühlte sich immer wohl und angeregt, wenn es, sei es zu welcher Tagesmahlzeit es wollte, zu Tische läutete, und we-

nigstens einmal des Tages kam auch der goldene baltische Humor zu volstem Recht.

Die übrige Zeit des Tages war genau eingeteilt. Schon vor dem Morgenkaffee hatte eine Schulstunde stattgefunden. Nach demselben, punkt 1/2 10 Uhr, wurde der Unterricht bis 1 Uhr fortgesetzt, abgelöst durch die meist recht fröhliche Frühstücksstunde. Dann ging's an das Spazierengehen oder -fahren oder -reiten, je nach Wetter und Jahreszeit.

Heute begab sich die Hausfrau nach dem Morgenkaffee in das Gärtnerhaus. Der kleine Sohn des Gärtners lag in hohem Fieber. Da galt es kalte Kompressen bereiten und ein Bad anrichten, wobei die Schlossherrin liebevoll die Hand selbst anlegte und, wie immer, die Herzen der zagenden Eltern mit neuem Trost und neuer Hoffnung füllte. Sie hörte dort, daß bei der Dreschmaschine soeben ein Unglück geschehen war. Es war bereits auf dem Gute (dem Hof, wie man damals sagte) gemeldet worden. Der Hausherr war sofort zur Stelle gewesen und als seine Gemahlin herbeieilte, sah sie ein junges Mädchen in einer Blutlache vor sich. Das arme junge Ding war verkehrtlich in die Walze der Maschine geraten, die ihr rechtes Bein bis fast zum Schenkel in blutige Strähnen zerfetzt hatte. Einen Arzt gab es nicht im Kirchspiel. Sofort wurde eins der schnellsten Pferde aus dem Stalle gezogen, und der Stalljunge jagte auf Befehl des Hausherrn in gestrecktem Galopp als reitender Bote zum benachbarten Kirchspielsarzt. Ihm folgten alsbald zwei vor einen leichten Wagen gespannte Rosse, vom Kutscher selbst gelenkt, welcher den Doktor sofort an Ort und Stelle zu schaffen beordert war. Der Stalljunge sollte dem Doktor das Geschehene genau mitteilen, damit er sich mit dem nötigen chirurgischen Bedarf versehen konnte und bei Ankunft der Equipage ohne Verzögerung die Fahrt anzutreten imstande war. Das Mädchen wurde unterdessen in bewußtlosem Zustande aufs Gut getragen, von der Hausfrau auf das sorgfältigste geäubert, nachdem der Blutstrom durch eine schwarze Binde zum Stocken gebracht worden war. Der Fuß war ganz und gar abgerissen vom Knöchel an; die Hausfrau schnitt aus neuer Leinwand Bandagenstreifen zurecht, ordnete alles an, was ihr bis zur Ankunft des Arztes zweckgemäß erschien, und schickte einen Knecht in das mehrere Kilometer weite Dorf, um die dort lebenden Eltern zu benachrichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

„Für Kinder von 3—6 Jahren“.

Der Artikel, der unter dieser Überschrift in der vorigen Nummer der „Herdfammen“ gebracht wurde, hat das Interesse der Leser erregt. Von mehreren Seiten bin ich nach dem Titel des Buches gefragt worden. Er lautet: „Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften zum Gebrauch eines Kindes von drei bis sechs Jahren“. Zweite Auflage. Berlin, bei A. Haube und F. C. Spener, Königl. und der Academie der Wissenschaften privil. Buchhändlern. 1759.

A. B.

Altus in der Domschule zu Reval am 2. April 1927.

Abschiedsworte an die Schule, gesprochen vom Abiturienten Rudolf Kienast.

Es wechselt die Zeit mit den Monden,
Es wechselt das Leid mit dem Glück.
Es hilft weder Sinnen noch Träumen,
Was schwand, ruffst du nimmer zurück.
Zum letztenmal sind wir vereinet
In deinem Schoß, Mutter, allhier,
Heut, heut gilt es Abschied zu nehmen,
Denn fort ziehn wir alle von dir.
Du schickst uns hinaus in die Ferne,
Du bandst uns das Schwert an die Seit'.
Ob heiter, ob trüb' wohl die Zukunft —
Uns birgt's noch das Schicksal, die Zeit.
Du lehrtest uns Mühen und Streben,
Du gabst uns auch Freude und Scherz.
Fragt Jugend auch nicht nach dem Morgen,
So ziehet doch Wehmut durch's Herz.
Wie oft hat nach Ernst und nach Arbeit
Den Tagespfad Freude umsäumt,
Manch' Knabentraum und manch' Lustschloß
Ward in dir gewebt und geträumt.
Die Tore des Lebens sind offen,
Frei sind wir, und dennoch nicht frei.
Will selbst ich auch Kämpfen und Ringen,
Die sorglose Zeit ist vorbei.

Es haben bisher deine Manern
Uns sicher geführt und gelehrt,
Jetzt ist es an uns dir zu zeigen,
Ob wir deines Namens auch wert.
Hat oft auch der Sturm dich gerüttelt,
War oft auch über dir Nacht —
Fest standest du, ohne zu zittern,
Bis wieder die Sonne gelacht.
Es eilten viel flüchtige Jahre
Hinein und hinaus durch die Tür,
Doch jung bleibst du immer der Jugend,
Drum waren wir glücklich bei dir.
Stolz waren und bleiben wir immer,
Daß du uns zum Ziele gebracht,
Du hast uns zum Leben geschaffen,
Den Knaben zum Manne gemacht.
Lebtwohl denn, du trautes Gebäude,
Fahrwohl denn, du glückliche Zeit.
Es ruft uns das Leben, drum vorwärts —
Hinaus und zum Kampfe bereit!
Doch deiner vergessen wir nimmer,
Du einst mit der Heimat uns ja.
Wo immer wir sind und verweilen,
Du hältst uns die Heimat stets nah'.



Abiturium.

Germann v. Brevern, Eugen Christiansen, Georg Emanuel Corjus, Hans Dreher (cum laude), Hans-Joachim Eichhorn, Friedrich Ferrein, Bernhard Frese, Heinz Friedenthal, Roman Hesse, Hellmuth Hirsch, William Jucum, Hans-Dietrich Kienast, Rudolf Kienast, Gerhard Koch, René Kopf, Alexander Kressel, Johann Ruben, Wolf-

Dietrich Labbé (cum laude), Berndt Lorenzen, Werner Luchfinger, Ferdinand Luther, Werner Mehts, Hellmut v. zur-Mühlen, Kurt Paul, Walter Rall, Georg Schilling (cum laude), Victor Schwarz, Ralf Serg, Alexander Studemeister, Gerhard Wender, Hellmuth Witte, Klaus War. Wrangel.

Socrates.

Rede des Abiturienten Hans Dreher.

Die Gestalt des Sokrates hat etwas Überzeitliches an sich. In dem, was seine Bedeutung und sein Wesen ausmacht, hat er keine Vorläufer gehabt. Denn mit Sokrates kommt ein ganz neuer Begriff in die Welt, das Gute.

Sokrates verbrachte sein ganzes Leben in seiner Vaterstadt Athen unter den ärmlichsten Verhältnissen; sein engerer Wirkungskreis war eine kleine Gemeinschaft von Jüngern und Schülern, unter denen besonders Plato, dem wir fast unser

gesamtes Wissen über Sokrates verdanken, zu erwähnen ist, — sein weiterer war die ganze Stadt. Im Jahre 399 wurde er angeklagt, die Jugend zu verderben und nicht an die Götter der Stadt zu glauben, sondern an andre neue dämonische Erscheinungen, zum Tode verurteilt und vergiftet.

Sokrates lebte in einer unruhigen Zeit; alles war im Wirbel; selbst der athenische Staat frachte und wankte in seinen Grundfesten. In diesem Strudel der Dinge und Meinungen suchte er nach einem sicheren Fels, nach einer bleibenden festen Ordnung. Schon früher hatten die griechischen Weisen bei ihren Versuchen, in die letzten Geheimnisse des Lebens einzubringen, erkannt, daß diese Aufgabe nur unter einer Voraussetzung zu lösen wäre, nämlich, wenn es im Leben irgendeine unerschütterliche Ordnung gibt. Der Polytheismus schloß eine solche Annahme aus: der Götter hatten die Griechen viele, aber das waren selbige Menschen, die sich nicht kümmerten um die kleinen Erdmenschchen da drunten, das waren unbändige impulsivse Wesen, im Banne der Leidenschaften und uneinig untereinander. Konnte unter solchen Umständen von einer unveränderlichen Ordnung die Rede sein, auf die man die Welt hätte gründen können? Aber schon Herodot spricht den neuen Gedanken aus: selbst einem Gott ist es unmöglich, der Vorbestimmung des Schicksals zu entgehen. Also schon die alten Griechen hielten es für unmöglich, das Geheimnis des Lebens der Willkür eines Gottes anzuvertrauen. Dann schon lieber der festen ewigen Ordnung des Schicksals. Mit Sokrates wandelt sich der Begriff des Schicksals, der Moira, in den des Logos, der Vernunft und deren Folge — das Gute. Diese enge Verquickung der Vernunft mit dem Bewußt des Guten beweist die hohe Idealität des griechischen Geistes: die Vernunft hebt den Schleier von den Dingen, daß wir erkennen können, was gut und böse ist; hat aber der Mensch einmal erkannt, was gut ist, so muß er, und das ist die große und edle Auffassung der Griechen, das Gute auch lieben und das Böse austilgen, denn das Böse ist nur Irrtum: „Niemand handelt wissentlich schlecht“, somit ist die Vernunft, die uns das Wissen vom Guten vermittelt, die Quelle der Tugend. Welch ein Fortschritt in der Entwicklung! Bei Herodot das blinde Schicksal, bei Sokrates das sehende Gute; dort herber, äußerster Zwang — hier freiwilliges sich Fügen.

Wie der Mensch, der erkannt hat, was gut ist, auch gut handelt, ebenso, folgert Sokrates, muß es dem, der gut handelt, mit logischer Notwendigkeit auch gut ergehen. Während die Menge meint, daß der sittliche Mensch im Leben nicht vorwärts kommt, von den Schlägen überworteilt, geschädigt, ja um Leib und Leben gebracht werden kann, lehrt er, daß es dem Guten gar nicht schlecht ergehen

könne. Der Mensch dürfe nur sein körperliches, zeitlich bedingtes Dasein nicht für sein Selbst halten; jenes ist dauernd in Gefahr, wodurch aber unser wahres Selbst, unsere Gerechtigkeit, in keiner Weise berührt wird. Wer unser wahres Selbst schädigen wollte, müßte bewirken, daß wir schlecht statt gut wollen; das vermag aber niemand. Ist unser Wille gut, so kann es uns gar nicht schlecht gehen. Im Bewußtsein, sittlich zu handeln, dürfen wir ohne die geringste Sorge, wir könnten in unserm wahren Selbst Schaden nehmen, uns anklagen, verurteilen, ja töten lassen. Ein Tyrann kann dem Schwachen alles rauben, er kann ihm den letzten Besitz entreißen, aber seine Gerechtigkeit kann er ihm nicht nehmen. Ja nicht nur ein Tyrann, selbst die Götter können dem einfachen, schwachen Sterblichen nichts Böses antun. Und sogar das Schicksal, das doch Gewalt hat über die Götter, muß sich vor dem Guten beugen.

Wenn nun die Tugend die Wirkung des Wissens um das Gute ist, woher kommen dann die vielen Übertretungen? Weil in Wirklichkeit kein Mensch auf Erden das Wissen hat. Nur die Götter haben es. Die sittliche Aufgabe des Menschen ist daher, den Begriff des Guten zu suchen. Wäre uns kein Inhalt ohne weiteres gegeben, so verlöre die Sittlichkeit ihren Sinn. Er ist uns aber nicht gegeben, sondern aufgegeben. Wie schon gesagt, haben nur die Götter wirkliches Wissen; äußerte jemand auf Befragen leicht hin zu Sokrates, er wisse, was das Gute sei, so erwiderte Sokrates: „O du Seliger, so darf ich dich zu den Göttern zählen“. Das ist die sokratische Ironie.

Kein Mensch hat also das wirkliche Wissen vom Guten. Woher kam es aber dann, daß Sokrates selbst immer das Gute tat? Denn er war ein Wunder an Rechtheit; selbst ältere christliche Schriftsteller, die sich bemühten nachzuweisen, daß echte und reine Sittlichkeit nur durch das Christentum erreichbar sei, haben vergeblich versucht, an diesem Menschen einen Mangel zu entdecken. Hier steht nun das Überirdische, das Göttliche ein: sein Dämonion, wie er es selber nannte; eine innere Stimme, die da jedesmal ertönte, wenn er im Begriff war, wissentlich oder unbewußt, in menschlichem Irrtum befangen, etwas gegen seine Gerechtigkeit, gegen sein eignes Heil, oder wie er selbst sagte, gegen seine Eudaimonia zu tun. In dieser Stimme, diesem Triebe „der leise mich warnt, dem Gesetz, das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt“, sah er eine unmittelbare göttliche Einwirkung; eine Macht, die dafür sorgte, daß er nichts gegen sein Heil unternähme; eine Gewähr für seine Überzeugung, daß es dem Guten nie und unter keinen Umständen anders ergehen könne als gut.

(Schluß folgt.)